

<b>Zeitschrift:</b>	Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz
<b>Herausgeber:</b>	Franz Otto Schmid
<b>Band:</b>	4 (1909-1910)
<b>Heft:</b>	1
<b>Artikel:</b>	Die Napoleons des Ersten
<b>Autor:</b>	Zeller, Guido
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-748069">https://doi.org/10.5169/seals-748069</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

ist ja die Wintersaison sehr zu begrüßen: den durch eine allzu kurze Sommersaison schlecht rentierenden Berghotels bietet sie im Winter eine zweite Verdienstperiode. Aber man sehe doch nicht zu große Hoffnungen auf sie und sehe in ihr nicht die Rettung aus der drohenden Hotelkrise und die Kompensation einer schlechten Saison. Einmal ist die an sich schon kürzere Wintersaison, wo sie überhaupt durch gute Verbindungen und geschützte, sonnige Lage möglich ist, mit größeren Installations- und Betriebskosten verbunden. Dann pflegt die Winterkundschaft zwar in manchem anspruchsloser und sympathischer, aber auch weniger kapitalkräftig zu sein. Endlich hat sich dort, wo Winter- und Sommerkundschaft sich aus den gleichen Nationen und sozialen Schichten rekrutierte, eine Abnahme der Sommersaison gezeigt, die nachdenklich stimmen muß. So erscheint auch die Wintersaison nicht als ein ungetrübtes Glück für den Interessenten.

Alles in allem: die Beziehungen der Kultur zur Fremdenindustrie sind verweilt und selbst auf dem kleinen Gebiet eines einzigen Kantons wechselnd. Ein absprechendes Urteil über diese, das heute beliebte Inshornstoßen gegen die „Flut“ liegt uns fern; es wäre Undank und Kurzsichtigkeit. Aber die im andern Lager beliebte, selten uninteressierte, stets unkritische Begeisterung hält vor einer ruhigen und gründlichen Prüfung der Tatsachen auch nicht stand.

Die Erfahrung zeigt, daß es möglich ist, die Schäden der Fremdenindustrie auf ein Minimum herabzudrücken, ohne ihre Vorteile ernstlich zu gefährden. Mit Maß, mit Sachkenntnis und mit Würde erreicht man auch hier am ersten das Ziel. Unerfahrenheit, Spekulationswut und Servilismus sind hier wie überall verderblich. In diesen Bahnen wird sich die Zukunft bewegen, in sie wieder einlenken müssen, wenn sie moralisch wie materiell dem Lande von Segen sein soll. Auf diesem Standpunkt stehen auch die denkenden Förderer unseres Fremdenverkehrs.



## Die Briefe Napoleons des Ersten.

Von Guido Zeller.

**N**ie Briefe, die Napoleon in seinem Leben geschrieben oder dictiert hat, schätzt man auf insgesamt 70,000. Eine Zahl, die auf den ersten Blick unglaublich erscheint und die nur dann an Wahrscheinlichkeit gewinnt, wenn man die ungeheure Arbeitsfähigkeit, über die Napoleon verfügte, in Betracht zieht. Freilich, die Arbeitsfähigkeit allein

könnte die Bewältigung einer solchen Korrespondenz nicht erklären; es braucht schon die Auffassungsgabe, die Kombinationsfähigkeit, die nie zögernde Überlegung und Entschließung des Genies, um eine solch gewaltige Leistung zu ermöglichen. Wenn Napoleon schrieb, so stand der ganze Brief in seiner logischen Entwicklungsreihe mit greifbarer Klarheit vor ihm. In einem Augenblitze hatte sich der Inhalt des Briefes vor ihm aufgebaut, gegliedert und gerundet, und das Schreiben oder Diktieren selbst bedeutete für ihn nur noch die Arbeit, die präziseste, knappste Form für den Gedanken zu finden. Die chronologische Sammlung der Briefe zeigt deutlich, wie Napoleon in der Form immer knapper und enger wurde; kein Wort mehr als zum notwendigsten Ausdruck des Gedankens unumgänglich notwendig war. In den Briefen seines Knaben- und Jünglingsalters dringt noch die südländische Freude an der schönen Form, an der Eleganz, an poetischen, liebenswürdigen Wendungen hervor; der junge Mann geht in seinen brieflichen Darstellungen kaum mehr über die strenge Sachlichkeit hinaus, und der Kaiser kennt nur noch die jeden überflüssigen Buchstaben vermeidende Befehlsform, den Telegrammstil. Die Art und Weise, in der Napoleon seine Briefe geistig verarbeitete, ließen ihn jede Störung als unerträglich empfinden; er konnte vor Wut außer sich geraten, wenn ihn jemand beim Diktieren zu unterbrechen oder einer seiner Sekretäre, der Napoleons wenig deutliches und überaus rasches Sprechen nicht verstanden hatte, die Bitte um Wiederholung an ihn zu richten wagte, weil dadurch die Gedankenreihe, in deren Abwicklung eben sein Diktieren bestand, zerrissen wurde und er sich dadurch die Mühe nehmen musste, sie von Anfang an noch einmal durchzudenken.

Die Briefe Napoleons wurden schon frühzeitig gesammelt. Bereits 1808—1813 erschienen in Leipzig 2 Bände „Collection générale et complète de lettres, proclamations, discours, messages de Napoléon le Grand“, die von Christian Fischer herausgegeben wurden. Napoleon selbst hatte ganz in der Maxime, die er in einem Briefe an den Bürger Carnot vom 14. Mai 1796 ausspricht „von der Nachwelt ein Blatt in der Geschichte verdienien . . ., das ist mein ganzer Ehrgeiz“, schon in seiner Konsulatszeit mit der systematischen Sammlung seiner Briefe begonnen. In späteren Jahren wurde die Sammlung allerdings nicht mehr mit Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit fortgesetzt, so daß die erst nach seinem Tode in den Jahren 1819—1820 veröffentlichte „Correspondance inédite officielle et confidionale de Napoléon Bonaparte“ nur 7 Bände umfaßte.

Napoleon der Dritte machte sich dann erst wieder an die große Aufgabe, die Korrespondenz seines Onkels in wissenschaftlicher Weise zu sammeln und herauszugeben. Im Jahre 1854 setzte er eine Kommission

ein, deren Vorsitz in späteren Jahren sogar Prinz Napoleon führte und die in dem Zeitraum von 1856—1870 die Korrespondenz Napoleons in 32 großen Bänden herausgab. Gleichwohl ist diese Ausgabe keine vollständige. Die politischen Verhältnisse, in denen sich Frankreich damals befand und die persönlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen, die Napoleon der Dritte zu den Herrscherhäusern Europas hatte, nötigten die Kommission, eine Sichtung der Briefe Napoleons I. vorzunehmen und alle Schriftstücke, die verfänglichen Charakters waren oder die der Takt gebot, jetzt noch nicht zu veröffentlichen, zu eliminieren. Die Kommission mag dabei vielleicht mit allzu großer Gewissenhaftigkeit und allzu lebhaftem Zartgefühl vorgegangen sein; denn die Nachtragsbände, die zum Teil erst in den letzten Jahren erschienen sind, enthalten Briefe, bei denen man nur schwer einsieht, warum ihnen die Aufnahme in die große offizielle Sammlung der Jahre 1856—1870 versagt worden war.

Daneben existiert natürlich noch eine größere Anzahl von Veröffentlichungen von Briefen, die sich an eine einzelne Persönlichkeit richten oder die einen bestimmten Zeitraum behandeln oder denen eine besondere Materie zugrunde liegt. Besonders erwähnt seien davon die zwei Bände „*Lettres de Napoléon à Joséphine, pendant la première campagne d'Italie, de consulat et l'empire*, Paris 1833.“ Ein Buch, das von allen, die die Briefe Napoleons zum Inhalt haben, die weit aus größte Verbreitung gefunden hat. Und es ist richtig: Nirgends äußert sich die Ursprünglichkeit Napoleons so sehr wie in den Briefen an Josephine. Napoleon, der Mann mit einem Herz von Eisen, der Mann der unerschütterlichen Willenskraft, der Mann des rücksichtslosesten Egoismus und des stehendsten Ehrgeizes ist den Launen und den färglichen Gunstbezeugungen dieses Weibes widerstandslos untertan. Er, der später die schöne Kreolin zur Scheidung zwang, um die Tochter Kaiser Franz' Marie Louise zu seiner Gattin zu erheben, hatte einst in den Tagen seiner glühendsten Leidenschaft beim Direktorium sein Abschiedsgesuch eingereicht, weil ihn die Qualen der Eifersucht nahezu aufrieben. Man staunt über die Briefe, die der große Feldherr in einem wahren Zärtlichkeitstaumel an seine zu galanten Abenteuer nur zu geneigte Frau schrieb; man staunt, wie er noch auf dem Schlachtfelde in stammelnden Liebesworten Josephine um ein kleines Briefchen als Zeichen eines kurzen Gedenkens anfleht. So schreibt Napoleon während des italienischen Feldzuges von Marmirolo an Josephine, die sich in Mailand befand:

„Seit ich Dich verlassen, bin ich stets traurig gewesen; glücklich bin ich nur in Deiner Nähe. Fortwährend denke ich im Geiste an Deine Küsse, Deine Tränen, Deine reizende Eifersucht, und der Zauber der unvergleichlichen Josephine entsfacht immer von neuem die wildglühende

Flamme meines Herzens und meiner Sinne. Wann werde ich endlich frei von Sorgen und Geschäften, alle meine Zeit bei Dir verbringen können, nichts anderes zu tun haben als Dich zu lieben, an nichts anderes zu denken brauchen, als an das Glück, es Dir zu sagen und zu beweisen... Vor einiger Zeit glaubte ich Dich zu lieben, aber seitdem ich Dich gesehen, fühle ich, daß ich Dich noch 1000 mal mehr liebe. Seitdem ich Dich kenne, bete ich Dich täglich mehr an, das beweist, wie falsch der Grundsatz La Bruyères ist: die Liebe kommt mit einem Male. Alles in der Natur geht seinen Gang und hat seine verschiedenen Grade der Steigerung. Ach! Laß mich, ich bitte, wenigstens einige Deiner Fehler sehen! Sei weniger schön, weniger anmutvoll, weniger zärtlich, weniger gut; besonders sei niemals eifersüchtig, weine niemals. Deine Tränen bringen mich um die Vernunft, erhüten mein Blut. Glaube mir, es steht nicht mehr in meiner Macht, auch nur einen Gedanken zu haben, der nicht Dir gehört, eine Idee, die ich nicht Dir unterbreitete.

Ruhe Dich nur gut aus. Erhole Dich recht schnell und komme mir nach, damit wir wenigstens, ehe wir sterben, sagen können: Wir verlebten so viele glückliche Tage!

Millionen Küsse, selbst für Fortuné (Josephinens Schoßhund), trotz seiner Garstigkeit.

Bonaparte.

Neben solch zärtlichen Briefen, die an Napoleon eine Seite zeigen, die in seltsamem Kontrast zu seinem übrigen Wesen steht, finden sich eine ganze Anzahl, in denen er in wildem Liebeszorn Josephine mit Vorwürfen über ihr kaltes, ihn vernachlässigendes Benehmen überschüttet. „Deine Briefe“, schreibt er einmal an seine Frau, „sind so kalt wie 50 Jahre, sie gleichen denen, die man sich nach 15jähriger Ehe schreibt. Man liest daraus die Freundschaft und die Gefühle jenes Winters des Lebens. Pfui, Josephine! ... Das ist sehr schlecht, sehr garstig, sehr heimtückisch von Ihnen! Was bleibt Ihnen noch, um mich vollends beklagenswert zu machen? Mich nicht mehr lieben? Oh, das ist längst geschehen. Mich hassen? Gut! ich wünsche es; alles erniedrigt, nur der Haß nicht; aber Gleichgültigkeit mit einem Herzen von Marmor, das Auge starr, der Gang schlaff!“

Wie die Briefe an Josephine, tragen auch die Briefe an seine Familie diesen warmen persönlichen Ton. Napoleons ausgeprägter Familiensinn macht sich hier überall bemerkbar, auch wenn seine Briefe nur Unmut und Empörung über das manchmal ganz unverzeihliche Benehmen und Vorgehen seiner Brüder atmen. Schon in den frühesten Jugendbriefen, die er von der Militärschule von Brienne aus schreibt, sorgt sich der Knabe, der noch selbst überall auf Unterstützung angewiesen ist, für die Verbesserung der Existenzmittel seiner zahlreichen Familie ab.

Er schreibt die gefälligsten und verehrungsvollsten Briefe an seine Onkels, er gibt scharfe, rücksichtslose Charakteristiken seiner Geschwister, deren Fehler er gleichwohl mit durch Verwandtschaftsgefühle ungetrübten Augen sah, schlägt die seiner Ansicht nach in Anbetracht der von ihm behaupteten Eigenschaften seiner Brüder allein mögliche Laufbahn vor, auf die sie durch ihre Erziehung hingedrängt werden sollen. In diesen ersten Jugendbriefen, namentlich in den Briefen, die er beim Tode seines Vaters schrieb, klingt schon stark jener blinde Glaube an das Fatum, das freilich damals noch für ihn den Namen „Gott“ trägt, durch.

Die Briefe Napoleons erschließen dem Leser noch tiefere Einblicke in das Wesen Napoleons, als sie selbst die beste Biographie zu geben vermag. Sie bilden den besten Kommentar, die deutlichste Erklärung von Napoleons politischer Handlungsweise, und sie lassen die Genialität aufs wundervollste erkennen, mit der Napoleon jene Kriege führte, jene Schlachten schlug, die ihn an die Spitze der Welt brachten. Aber sie verbergen auch nicht seine Fehler: seine Heimtücke und Verschlagenheit, seine Doppelzüngigkeit und seine Gabe mit den heiligsten Gefühlen wie mit wertlosem Spielzeug umzugehen, seine mitunter fast unmenschliche Grausamkeit treten in diesen Briefen klar ins Licht. Von besonderem Interesse sind in dieser Beziehung seine Berichte an die französische Regierung, die er von seinen Feldzügen aus schreibt, und in denen er die Angaben über die Größe, Stärke und Zusammensetzung der Streitkräfte mitunter mit kühtester Hand fälscht, wenn er dadurch seinen Sieg noch glänzender oder die Notwendigkeit ihm neue Truppen und militärische Hilfsmittel zuzusenden noch dringender darstellen konnte. Auch sein Verhältnis zur Kirche erfährt in diesen Briefen eine fesselnde Beleuchtung. Die Ansprache Napoleons an die Pfarrer der Stadt Mailand, die er am 5. Juni 1800 hielt, gibt genau dem Gegenteil der eigentlichen Überzeugung des großen Fatalisten Ausdruck. „Auch ich bin Philosoph, sagte er und weiß, daß in einem Staate, welcher Art er auch sei, kein Mensch für tugendhaft und rechtschaffen gelten sollte, wenn er nicht weiß von wannen er kommt und wohin er einst geht. Die einfache Vernunft allein kann uns nicht darauf bringen, ohne die Religion tappt man immer im Finstern. Und nur die katholische Religion vermag dem Menschen eine sichere, unfehlbare Aufklärung über seinen Ursprung und sein Ende zu geben. Keine Gesellschaft kann ohne Moral existieren, und es gibt keine gute Moral ohne Religion. Also bietet nur die Religion dem Staate eine feste und dauerhafte Stütze.“ Ganz seiner Überzeugung entspricht dagegen die Meinung, die er über die Künste und insbesondere über die Musik den Inspektoren des Musikonservatoriums gegenüber äußert: „Von allen schönen Künsten hat die Musik den meisten Einfluß auf die Leidenschaft und sie sollte ein Gesetz-

geber am eifrigsten unterstützen. Ein moralisches Musikstück, von Meisterhand geschaffen, berührt unfehlbar das Gemüt und hat vielmehr Einfluß als ein moralisches Buch, das die Vernunft überzeugt ohne unsere Gewohnheiten zu beeinflussen.“ Wie viel Napoleon für französische Kunst und noch mehr für die französischen Kunstsammlungen, vor allem den Louvre, getan hat, ist aus der Geschichte ja zur Genüge bekannt. Überzeugung und Handeln stimmten hier vollständig bei ihm überein. „Die Wissenschaften“, schreibt er ein andermal, „die dem menschlichen Geist zur Ehre gereichen, die Künste, die das Leben verschönern, und große Taten der Nachwelt überliefern, müssen besonders in freien Staaten hoch geschätzt werden. Alle genialen Männer, alle die, welche in der gelehrten Welt einen besondern Rang einnehmen, sind Franzosen, gleichviel welchem Lande sie angehören“.

Eine Ansicht Napoleons, der er auch sein ganzes Leben lang treu blieb, ist die, die er in einem Briefe vom 12. Juli 1795 an seinen Bruder Joseph Bonaparte äußerte: „Von allen Ländern der Erde verdienen die Frauen nur hier das Ruder zu führen. Deshalb sind auch die Männer ganz vernarrt in sie, denken an nichts anderes als an sie, leben nur durch und für sie. Eine Frau braucht nur 6 Monate in Paris zu sein, um zu wissen, was ihr gebührt und welches Reich ihr gehört!“

Die Briefe Napoleons bieten eine Fülle von scharfen Beobachtungen, tiefsinnigen Bemerkungen und reichen Erfahrungen. Vielgestaltig und nach jeder Seite fesselnd, wie das Genie sich äußert, sind auch diese Dokumente, die in jeder Silbe die gewaltige Persönlichkeit, die hinter ihnen steht, verraten. Der Leser gerät fast wie in persönliche Beziehung zu dem großen Kaiser der Franzosen und manchmal ist es, als fühle man das große durchdringende, die Seele ergründende Auge des Korsen auf sich ruhen.

Eine Auswahl aus der gesamten Korrespondenz des Kaisers wurde in den letzten Monaten von F. M. Kircheisen im Verlag von Rob. Luz in Stuttgart herausgegeben. Das dreibändige Werk, das zahlreiche Anmerkungen und eine sehr zweckentsprechende Einleitung aus der Feder des Herausgebers enthält, ist meines Wissens das erste, das (die Briefe an Josephine ausgenommen) die Briefe Napoleons in größerer Anzahl in deutscher Übersetzung bringt. Das Werk ist natürlich nicht für den Historiker berechnet, der ja doch immer auf das französische Original wird zurückgehen müssen; es wendet sich an ein größeres gebildetes Publikum, das diese Veröffentlichung dankbar begrüßen wird, denn sie mag, wie wenig andere Veröffentlichungen es ermöglichen, ein Urteil aus eigener Anschauung über Napoleons nie ganz fassbare Größe zu gewinnen. Es mag noch beigefügt werden, daß die Übersetzung gewandt und formschön ist.